

HELGE WEICHMANN

# Schandflut

*Ernestine Nachtigall taucht unter*

SPANNUNG

GMEINER





**HELGE WEICHMANN**

Schandflut

**REICHT DEIN ATEM?** Nach einem Unfall wacht die Historikerin Tinne im Krankenhaus auf. Die letzten sieben Tage sind aus ihrem Gedächtnis gelöscht, und der Mann, mit dem sie in dieser Zeit unterwegs war, liegt tot im Rhein – von einem Krokodil zerfleischt. Mit der Unterstützung von Elvis, dem dicken Lokalreporter, versucht sie die vergangene Woche zu rekonstruieren. Im Zentrum ihrer Ermittlungen steht schon bald das Naturhistorische Museum, dessen Ausstellungsräume in einem mittelalterlichen Kirchenschiff untergebracht sind. Was hat es mit dem mysteriösen Kellerraum auf sich, der vor Jahrzehnten aus dem Grundriss getilgt wurde? Welches Geheimnis birgt die paläontologische Sammlung in Nierstein? Und warum bricht die Strom- und Wasserversorgung in der Rheinstraße immer wieder zusammen? Auf der Suche nach der Wahrheit steigen Tinne und Elvis in die Mainzer Kanalisationsschächte hinab, die in der Sommerhitze trockengefallen sind. Doch dort unten ist etwas verborgen, das besser unangetastet geblieben wäre ...

© Susanne Reuber



*Helge Weichmann wurde 1972 in der Pfalz geboren und ist seit 25 Jahren in Rheinhessen zu Hause. Während seines Studiums jobbte er als Musiker und Kameramann und bereiste zahlreiche Länder, bevor er sich als Filmemacher selbstständig machte. Seine Kreativität lebt er in vielen Bereichen aus: Er betreibt eine Medienagentur, arbeitet als Moderator, fotografiert, filmt, zeichnet und schreibt. Er ist begeisterter Hobbykoch, Weinliebhaber und Sammler von Vintage-Gitarren. Mit der chaotischen Historikerin Tinne Nachtigall und dem dicken Reporter Elvis hat Helge Weichmann zwei lebenswerte Figuren geschaffen, die ihre ungewöhnlichen Abenteuer mit viel Pfiff, Humor und Improvisationstalent meistern.*

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

- SOKO Ente (2019)
- Schandfieber (2018)
- Schandglocke (2017)
- Schwarze Sonne Roter Hahn (2017)
- Schandkreuz (2016)
- Schandgold (2014)
- Schandgrab (2013)

**HELGE WEICHMANN**

# Schandflut

*Kriminalroman*

SPANNUNG

**GMEINER**



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Ebenso sind die genannten Firmen, Institutionen, Universitäten, Museen und Forschungseinrichtungen fiktiv oder, falls real existierend, in fiktivem Zusammenhang genutzt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag



Besuchen Sie uns im Internet:

[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2019 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2019

Lektorat: Teresa Storckenmaier

Herstellung: Julia Franze

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Chettaprin.P / shutterstock.com

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-6199-6

Gewidmet Herrn ARNULF STAPF  
in ehrenvollem Andenken.  
\* 6.5.1935 † 16.6.2019

# **PROLOG**



## KÖNIGSWINTER, 14. JUNI 1966

Die Kugeln schoben sich träge voran, Dutzende, Aberdutzende, es mussten Hunderte sein. Die orangefarbenen Bälle sahen fremd aus im trüben Rheinwasser, bunte Kleckse im graublauen Einerlei.

»Ich frag' mich, wo die so viele von den Dingen hergekriegt haben.« Bodo Schmidtskath beobachtete die Masse an Kugeln durch den Kamerasucher. Die Optik vergrößerte den Bildausschnitt, alles schien zum Greifen nah. »Ich meine, 20 Orangen sind kein Problem, 50 auch nicht, aber die schmeißen ja Unmengen davon ins Wasser. Die müssen einen ganzen Laster davon besorgt haben.«

Rieke Vong, die eigentlich Ulricke mit ck hieß und ihren Namen hasste, hörte nur mit halbem Ohr zu. Ihre Aufmerksamkeit galt dem Nordmende Globetrotter, den sie in ihrer Armbeuge hielt und schwenkte, um den Empfang zu verbessern. WDR 2 sendete über UKW, das Signal war hier am Rand des Siebengebirges immer wieder unterbrochen. Rauschen und Kratzen übertönten die Stimme des Sprechers, der über die aktuellen Geschehnisse in Bonn berichtete.

Mit hochgerecktem Radio drehte Rieke sich um sich selbst, schließlich ging sie ein paar Meter und stieg die Uferböschung hinauf. Hier wurde der Empfang besser, aus dem Rauschen schälte sich eine blecherne Männerstimme.

»... haben wir noch keine neuen Informationen über den Verbleib. Auf der Terrasse des Bundeshauses stehen die Menschen dicht an dicht, auch an den Straßen parken Autos, man sieht Schaulustige, jung und alt, Familien mit Kindern,

viele mit Ferngläsern, einige tragen Fotoapparate bei sich. Im Wasser treiben Orangen, immer neue Früchte werden vom Fluss herbeigespült. Die städtische Ordnungsbehörde hat mitgeteilt, dass es zumeist jugendliche Störenfriede sind, Halbstarke, die flussaufwärts diese Vielzahl an Orangenfrüchten ins Wasser werfen. Durch Kraftwagen und Handkarren sind sie schnell und mobil, sodass die Behörden ihrer nicht einfach habhaft werden können.«

»Weißte, was mir mein Papa erzählt hat?« Bodo nahm sein Auge nicht vom Sucher, während er mit Rieke redete. »Die haben gestern sogar ein Luftschiff gehabt, irgendwo gemietet oder so, und dann haben sie die Orangen von oben reingeschmissen ins Wasser. Stell dir das mal vor, was für ein Aufwand!«

Rieke winkte ab und lauschte der Stimme aus dem Radio. Das Rauschen wurde wieder stärker, sie bog die Antenne in eine andere Richtung. Erfolglos. Verärgert ging sie die Böschung herab.

»Mistempfang hier. Das ist eine blöde Stelle, eine ganz blöde. Woher sollen wir bitte schön wissen, was los ist, wenn wir nichts hören?«

»Da haben wir doch lang und breit darüber geredet.« Bodos Knochen knackten, als er seine unbequeme Lauerposition hinter der Kamera aufgab und sich streckte. »Hier haben wir die besten Chancen auf ein gutes Bild. Weiter unten sind zu viele Leute, und flussaufwärts kommen wir nicht nahe genug ans Wasser ran.«

Tatsächlich hatten sie gestern mit Bodos Mofa eine Stunde lang gesucht, bis sie diesen Platz entdeckt hatten. Ein schmaler Streifen Kies erlaubte es ihnen, direkt am Wasser zu stehen, Bäume schotteten sie von der Straße ab. Am gegenüberliegenden Ufer erhoben sich die Häuser von Mehem, dem

südlichsten Stadtteil von Bonn. Auf ihrer Seite des Rheins gab es nur Ufergrün und die Bundesstraße 42, die Siedlungsgrenze von Königswinter lag einige Hundert Meter flussabwärts. Hinter ihnen erhob sich der bewaldete Rücken des Drachenfelses, so nannten ihn die Leute. Kein anderer Mensch war zu sehen, sie hatten den Platz ganz für sich allein.

»Und hey, stell dir vor, wenn wir wirklich ein Foto kriegen. Dann haben wir endlich Bakschisch, wie wir wollten!«

»Bakschisch«, das war ihr Ausdruck für Geld. Rieke hatte das Wort aus einem Buch, Bodo fand es witzig, und seither redeten sie von Bakschisch, wenn sie schauten, was sie am Wochenende unternehmen konnten und ob sie sich einen Abstecher ins Eiscafé gönnen durften.

Bodo war 17, Rieke 16. Seit einem knappen halben Jahr waren sie ein Paar, das durfte natürlich keiner erfahren, am wenigsten Riekes Eltern. Aber mit dem Bakschisch, das sie für eine gelungene Aufnahme bekommen würden, könnten sie sich ein Stück Freiheit kaufen, das wussten sie ganz genau. Einen gemeinsamen Urlaub vielleicht, eine Woche Italien oder so. Den Eltern würden sie eine Geschichte aufhängen, und dann ... Spaghetti und Rotwein in Rimini, nachts allein am Strand, das Meer rauscht ... Auf Bodos Gesicht machte sich ein verzücktes Lächeln breit, während er sich seinen Tagträumen hingab.

»Hallo? Schaust du endlich mal?« Rieke holte ihn in die Wirklichkeit zurück und deutete mit hochgezogenen Brauen auf die Kamera. Er gab ihr einen schnellen Kuss und beugte sich wieder nach unten zum Sucher. Die Agfa Ambiflex gehörte seinem Vater, der das Fotografieren seit vielen Jahren als Hobby betrieb und eine teure Ausrüstung besaß. Bodo hatte ihm etwas von einem Schulprojekt vorgeflunkert,

woraufhin sein Vater ihm tatsächlich die Kamera, das Stativ und das hochgeschätzte 240er Teleobjektiv lieh. Mit seinem letzten Bakschisch kaufte Bodo zwei Kodak Ektachrome, während Rieke ihrem großen Bruder den Nordmende Globetrotter abschwatzte. Dergestalt ausgerüstet brummt sie mit dem Mofa zu ihrem Beobachtungsposten und behielten den Rhein nun schon zwei Stunden scharf im Blick. Es war kurz vor zwölf mittags. Eigentlich hatten sie Schule, doch sie hatten gemeinsam entschieden, dass es heute Wichtigeres gab als Unterricht. Eine solche Gelegenheit kam so schnell nicht wieder!

»Diese blöden Orangen. Da wirst du ja verrückt beim Gucken«, murmelte Bodo. Die Früchte tanzten im Wasser, einige hatten sich in Strudeln verfangen und wirbelten durcheinander. Rieke strengte ihre Augen an. Sie suchte einen orangefarbenen Ball, der sich auf ungewöhnliche Art bewegte. Der vielleicht stillstand oder gegen den Strom schwamm. Doch nein, keine Chance, die bunten Punkte narren ihre Augen. Sie musste es ihrem Freund und dem starken Teleobjektiv überlassen, nach der einen, ganz besonderen Kugel zu suchen. Mit gestrecktem Arm und hoch erhobenem Radio kletterte sie wieder die Böschung hinauf, um eine Stelle zu finden, an der die Reporterstimme gegen das Rauschen ankam. Das Nordmende piff und knisterte, Rieke kam sich doof vor, als sie sich drehte und den Apparat schwenkte. Wie in der Tanzschule, und die hatte sie noch nie gemocht.

Bodo behielt derweil den Fluss im Auge und drehte am Schärferring. Diese Umweltschützer und ihre Orangen! Na ja, andererseits – eigentlich machten diese Leute ja alles richtig. Zu viel war passiert in den letzten vier Wochen: die Stangen, die Tennisnetze, die Radioreportagen, die Fern-

sehnachrichten. Die Menschen am Ufer. Nein, irgendwann reichte es.

Aber hier und jetzt ging ihm die Orangenflut auf die Nerven. Schon wieder trug der Fluss eine neue Ladung heran, eine schwimmende Armee in farbiger Uniform. Bodo konzentrierte sich auf das, was er im Sucher sah. Da, bewegte sich einer der bunten Bälle nicht auf eine seltsame Art? Schnell tastete er nach dem Auslöser der Agfa, seine Hände wurden feucht. Nein, Fehlalarm, die Orange schwappte weiter flussabwärts wie ihre zahllosen Geschwister.

Er zerbiss einen Fluch zwischen den Lippen. Das Medieninteresse war riesig, jeder Sender in Deutschland brachte Berichte, es gab sogar Anfragen aus dem Ausland. Doch gute Fotos waren Mangelware und wurden teuer gehandelt. Sehr teuer. Bisher gab es nur Schnapsschüsse in Schwarz-Weiß, oft verwackelt oder überbelichtet. Er wusste, dass er mit der Ausrüstung seines Vaters besser ausgestattet war als mancher Berufsfotograf. Eine gelungene Bilderserie in Farbe – damit könnte er bei jeder großen Zeitschrift anklopfen und seinen Preis nennen. Dann wäre endlich Bakschisch da, um mit Rieke die Zukunft planen zu können.

Mitten in seine Gedanken platzte die Stimme seiner Freundin. Rieke stand oben auf der Böschung und hatte eine Stelle gefunden, an der der Empfang gut war.

»Eben kommt 'ne aktuelle Meldung rein!«, rief sie aufgeregt. »Und zwar, warte ...«, ihre Ohren klebten förmlich an dem Radio, »... es ist, eh, sie sagen ...« Wieder hörte sie zu, während Bodo die Kamera wie ein Maschinengewehr schwenkte, als wollte er den Fluss in seiner ganzen Länge ablichten. Ein paar Sekunden tönte nur die krächzende Stimme aus dem Lautsprecher, dann ließ Rieke das

Gerät langsam sinken. »Am Alten Zoll.« Ihre Stimme klang enttäuscht. »Gerade eben, es ist eine Direktübertragung.«

Bodo spürte, wie die Anspannung aus seinem Körper wich und sich Ernüchterung breitmachte. Der Alte Zoll lag fast zehn Kilometer flussabwärts mitten im Bonner Stadtgebiet. Zu weit weg. Viel zu weit. Dazu kam, dass dort jede Menge Trubel herrschte, Menschen, Reporter, Fotografen. Nun würde jemand anders die Bilderserie schießen. Sie hatten sich den falschen Platz ausgesucht.

Wortlos trottete Rieke heran, ihrem Gesicht sah Bodo an, dass sie genauso niedergeschlagen war wie er. Aus der Traum vom Bakschisch.

»He, pack mal an.« Bodo hob das schwere Metallstativ in die Höhe. Wenn sie sich beeilten, schafften sie vielleicht noch die letzte Stunde in der Schule und konnten sich eine Ausrede für ihr Fehlen einfallen lassen.

Mitten in der Bewegung stockte er, als Riekes Hand ihn packte. Der Blick seiner Freundin richtete sich starr auf den Fluss hinter ihm. »Da ...«, mehr brachte sie nicht heraus. Er fuhr herum und bekam große Augen. Was war das denn?

Hektisch knallte er das Stativ auf den Boden und drehte die Kamera herum. Der Fokusring, schnell! Kaum hatte er das Bild scharfgestellt, da schnappte er auch schon nach Atem. Das konnte doch nicht sein! Klick, ratsch, klick, ratsch, er schoss Bild um Bild, sein Daumen konnte den Film kaum schnell genug weiterspulen. Klick, klick, noch mal.

Riekes Blick hing wie gebannt auf der Wasseroberfläche. Am Alten Zoll, hatte es geheißen. Weit weg von hier.

Sie drehte den Kopf und schaute ihrem Freund zu, der ein Foto nach dem anderen schoss. Das, was hier vor ihren Augen geschah, konnte nur eins bedeuten: Ihnen war soeben eine echte Sensation vor die Linse geraten.



# ERSTER TEIL



## SAMSTAG, 8. SEPTEMBER 2018

Irgendwo glomm ein Licht. Es witschte hin und her und ließ sich nicht packen, vielleicht stand das Licht aber auch still, und es waren Tinnes Augen, die zuckten. Sie konnte es nicht sagen, und es erschien auch nicht wichtig. Unterwassergefühl, so nannte sie diese Situation. Kam immer wieder, das Unterwassergefühl. Druck auf den Ohren, murmelnde Stimmen, komische Lichter. So, als würde sie sich der Oberfläche nähern. All das ließ nach einer Weile nach, dann sank sie wieder tiefer, dorthin, wo alles schwarz und ruhig war.

Jetzt ließ das Unterwassergefühl aber nicht nach. Es blieb, das Licht, das Murmeln, es wurde heller, immer heller. Tinne wollte zuerst nicht, nein, wieder zurück ins Dunkel, aber dann ergriff sie Neugier. Was waren das für Lichter und Stimmen?

Sie fuhr Fahrstuhl nach oben, höher und höher. Der Druck ließ nach, die Stimmen kamen näher, ein Strahl, aber nicht wie das Leuchten davor, grell, es schnitt ihr in die Pupillen. Mit einem Brummen drehte sie den Kopf, und plötzlich befand sie sich im Hier und Jetzt.

»Das blendet!«, murmelte sie vorwurfsvoll und gab dem Arzt einen Schubs, der ihr mit einer kleinen Lampe in die Augen leuchtete.

»Oh, 'tschuldigung.« Der Arzt trat reflexartig zurück, anscheinend war er ebenso verdattert wie Tinne. Sie blinzelte und versuchte, ihre Umgebung einzuordnen. Ein Raum, weiße Decke, Neonröhren, ein geschmackloses Bild, ein trapezförmiger Griff an einer Stange über ihr. Hinter dem

Arzt stand eine Schwester mit Solariumhaut. Ein Krankenzimmer.

»Was ... was?« Es wurde kein vollständiger Satz daraus, weil ihr Hirn sie mit Versatzstücken überflutete, die zusammenhanglos umhertrieben.

Der Arzt machte einen Schritt auf sie zu, da schob sich eine andere Gestalt dazwischen. Direkt vor Tinne tauchte ein Gesicht auf, das sie gut kannte und das für sie in dieser Sekunde der schönste Anblick der Welt war. Laurent.

»Tinne! Tinne, du bist wieder wach! Gott sei Dank, wir ... wir haben uns ja solche Sorgen gemacht, du ... du bist, also ... es ...« Der Redeschwall endete, als sich der Arzt behutsam in den Vordergrund drängte.

Ein Gefühl der Erleichterung machte sich in Tinne breit. Was auch immer passiert sein mochte und wo auch immer sie sich befand – Laurent war hier, damit erschien ihr alles nur noch halb so schlimm. Der Arzt richtete das Wort an sie und zückte erneut seine Lampe, da ließ sich Tinne auch schon vom Gefühl der Entspannung davontreiben. Der Raum wurde dunkel, das Unterwassergefühl kam zurück.

Tinne saß auf dem Bett, das Kissen im Rücken. Sie trug ihr Nachthemd mit der Henne Ginger aus ›Chicken Run‹ als Motiv und ärgerte sich. Ihre Ausflüge in die Wirklichkeit hatten sich aneinandergereiht wie Luftblasen, jedes Mal war sie konzentrierter und aufnahmefähiger gewesen, inzwischen konnte sie sich einigermaßen orientieren. Auch körperlich fühlte sie sich wieder auf der Höhe, abgesehen von aufgeschürften Oberarmen und einem schillernden Hämatom an der Stirn. Keine weltbewegenden Blessuren. Sie lag in der Mainzer Universitätsmedizin, in der Poliklinik, so viel wusste sie immerhin, viel mehr allerdings nicht. Es waren

immer wieder Ärzte bei ihr gewesen und hatten banale Fragen gestellt, wie sie heiÙe, wo sie wohne, welcher Tag heute sei und Ähnliches. Doch keiner wollte ihr sagen, was los war.

»Können Sie jetzt bitte mal einen halben Satz darüber verlieren, was ich hier mache?« Es tat ihr leid, dass der Assistenzarzt ihren Ärger abbekam, der gerade ihren Blutdruck maß und allerlei Reflexe testete.

»Tut mir leid, Frau Nachtigall, ich, eh, also, gleich kommen der Professor und der Chef der Neurologie, und dann, ja, dann wird sich alles klären.«

»Ein Neurologe?! Wozu brauche ich einen Neurologen?«

Er antwortete nicht und schaute dermaßen konzentriert auf sein Klemmbrett, dass Tinne den Mund zuklappte. Die Erwähnung des Neurologen verursachte ein mulmiges Gefühl. Was machte ein Neurologe genau? Irgendwelche Nervensachen wohl. Was hatte sie damit zu schaffen?

Wenig später öffnete sich die Tür, eine Phalanx an Ärzten kam herein, umschwärmt von Assistenten und Studenten. Die beiden zentralen Gestalten, zwei Männer mit weißen Kitteln, grau melierten Haaren und fast identischen Brillen, waren von gegensätzlicher Statur: einer klein und dick, der andere groß und dünn. Eine Aura von Wichtigkeit, die an Arroganz grenzte, umwehte sie, als sie sich mit Namen und professoralem Titelschmuck vorstellten. Tinne hatte die Namen eine Sekunde später schon wieder vergessen und taufte die beiden heimlich Dick und Doof.

»Hören Sie, ich würde unheimlich gerne erfahren, warum ich hier bin«, legte sie los und schämte sich für ihr ›Chicken Run‹-Nachthemd, das ihr ein großes Stück Ernsthaftigkeit nahm und das sie nie und nimmer als Krankenhauskleidung eingepackt hatte. Aber wenn sie es nicht getan hatte – wer dann? »Habe ich eine Bombe abbekommen, bin ich über-

fallen worden? Haben Marsmenschen mich entführt und Versuche mit mir gemacht?»

»Frau Nachtigall.« Einer der Professoren, Doof, überhörte ihren Fragenkatalog und neigte sich gönnerhaft nach unten. Die Assistentenschar machte sich bereit, Kugelschreiber klickten. »Sie wissen, wie lange Sie hier in der Klinik sind, nicht wahr?«

»Ja, seit heute Nacht. Wenigstens das hat man mir verraten.«

»Und Sie haben keine Erinnerung daran, was Ihnen zugestoßen ist?«

Seine leise, verständnisvolle Stimme klang nach Klischee-Psychiater in einer Vorabendsoap. Tinne wurde lauter, nicht nur aus Ärger, sondern auch, um ihre Angst zu übertönen.

»N-E-I-N, zum hundertsten Mal! Das habe ich Ihren Kollegen schon oft genug gesagt!«

Dick mischte sich ein, seiner Stimme hörte man an, dass sie normalerweise Kasernenhofstärke hatte und nun mühsam gedrosselt wurde.

»Was ist das Letzte, woran Sie sich erinnern?«

Tinne hatte ihr Gedächtnis selbst schon danach durchforstet, die Antwort lag in aller Ausführlichkeit parat.

»Ich bin gestern Mittag zu Hause gewesen und hab für die Uni gearbeitet. Meine beiden Mitbewohner sind auch da gewesen, Axl und Bertie. Dann hat das Telefon geklingelt, also mein Handy. Der Anruf kam von Jason, einem Kumpel von Axl. Wir haben ein paar Takte gequatscht. So, das war's, mehr weiß ich nicht.«

Ihr kam eine Idee. Moment mal, sie hatte doch eine ordentliche Beule am Kopf.

»Bin ich ... bin ich die Treppe runtergefallen? Von unserer Wohnung oben zum Eingang unten?«

Dick und Doof schauten sich wissend an. Stille, bis auf die Stifte der Assistenten, die eifrig auf Papier kratzten. Tinne hatte genug, Wut und Angst quollen über wie ein Vulkan. Sie stand auf, hielt sich einen Moment am Bett fest und versuchte, trotz Hennen-Shirt einen halbwegs seriösen Eindruck zu machen.

»Gut, danke, das reicht. Wenn hier keiner gewillt ist, mir zu sagen, was los ist, dann gehe ich jetzt heim.« Sie machte Anstalten, ihre Sachen zu packen.

»Frau Nachtigall, welches Datum haben wir heute?« Doofs Psychiaterstimme ließ sich in keiner Weise von Tinnes Aktivitäten beeindrucken. Sie räumte weiter und sprach in ihre Tasche, damit niemand die Tränen in ihren Augen sah.

»Samstag, den 1. September. Habe ich Ihren Kollegen aber auch schon gesagt. Ungefähr ein Dutzend Mal.«

Sie hoffte, dass man das Zittern in ihrer Stimme nicht hören konnte. Dick und Doof flüsterten Kommentare zu ihren Assistenten, Tinne kam sich vor wie ein Studienobjekt. Was in aller Welt ging hier nur vor, was war mit ihr geschehen? Die Professorenschaft hatte sich bestimmt nicht versammelt, um ihr Händchen zu halten.

Die Tür öffnete sich, karottenrote Haare erschienen. Bertie! Tinne musste sich beherrschen, um nicht hinzurennen und sich hinter ihrem Mitbewohner zu verstecken. Bertie ließ die Schar Weißkittel links liegen, kam herein und steuerte direkt auf Tinne zu.

»Mensch, du bist wach! Wie geht's dir, wie fühlst du dich, tut dir was weh, wir haben uns irre Sorgen gemacht!«

»Bertie!« Jetzt liefen die Tränen. »Was ist denn los, hier sagt mir keiner was! Ist ... ist was mit mir, hab ich ... irgendwie einen Tumor oder so was?«

Er nahm sie in den Arm und drückte sie fest. Obwohl

Bertie ihr nur knapp bis zur Schulter reichte, fühlte es sich unglaublich tröstlich an. Die Kasernenhofstimme von Dick kam von hinten:

»Sie da, raus hier. Das ist ein Arztgespräch, Sie haben hier nichts zu suchen!«

Er hätte genauso gut gegen eine Wand reden können. Bertie hielt Tinne fest und wiegte sie hin und her. »Ach Quatsch, du hast einen Unfall gehabt heute Nacht. Ein Auto hat dich erwischt, du bist ordentlich auf die Birne geknallt, das ist alles. Keine Knochen kaputt, nichts gerissen.«

Die Erleichterung schwappte über Tinne wie eine Welle, sie fühlte sich mit einem Mal federleicht, die Tränen strömten. Ein Unfall, sie hatte sich den Kopf angeballert. Na gut, die Beule würde sie verkraften. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander, sie wollte raus hier, zurück in ihr Leben, dort weitermachen, wo sie herausgerissen worden war.

»Ich ... ich muss an der Uni anrufen«, schluchzte sie. »Heute Vormittag hätte ich eine Stadtekursion leiten sollen, und ich hab nicht Bescheid gegeben, dass ich ausfalle. Da muss ich mich schleunigst drum kümmern.«

Bertie blieb merkwürdig still und streichelte ihr nur unbeholfen den Rücken. Tinne spürte förmlich, wie die Ärzte sie mit Blicken durchbohrten. Sie machte sich los.

»Stimmt etwas nicht, Bertie?«

Doofs Psychologenstimme hatte deutlich an Schärfe gewonnen.

»Sie verschwinden sofort, oder ich rufe den Wachdienst und lasse Sie rausschmeißen. Dann haben Sie gleich auch noch eine Anzeige wegen Hausfriedensbruch am Bein.«

Er trat einen drohenden Schritt auf Bertie zu, dieser ignorierte ihn jedoch nach wie vor.

»Hör zu, Tinne«, begann er zögerlich, »da ist tatsächlich noch was. Laurent hat mit den Ärzten geredet, und sie sagen, du hättest gestern mit Jason telefoniert, bei uns in der Kommune, stimmt doch, oder?«

Sie nickte stumm, unfähig, ein Wort herauszubringen.

»Das, hm, das ist aber nicht ...«

»Sie sagen kein Wort mehr!« Doof keifte regelrecht. »Sie gefährden den Heilungsprozess, wenn Sie jetzt ohne Vorbereitung ...«

»Ach, halt doch einfach mal den Rand, du Vollhorst«, schnauzte Bertie ihn an. Doofs Mund blieb offen stehen, er war wohl schon lange nicht mehr mit einer solch direkten Art konfrontiert worden. Die Assistenten schauten dem Schlagabtausch zu wie einem Tennisspiel.

Bertie packte Tinne bei den Schultern, obwohl er dazu die Arme ein Stück nach oben strecken musste.

»Das mit dem Telefonat und so, das ist nicht gestern gewesen, Tinne. Das war vor einer Woche.«

Eine lautlose Bombe detonierte in Tinnes Hirn. Eine Woche. Unmöglich. Sieben Tage. Nein.

»Ich ... ich bin seit einer Woche hier?«, hauchte sie und merkte, wie ihr Kreislauf schlappmachte. Zum Glück stand das Bett direkt hinter ihr, sie ließ sich darauffallen.

»Nein, der Unfall ist tatsächlich erst heute Nacht passiert. Aber so, wie es aussieht, hast du dabei dein Gedächtnis verloren. Wir haben heute den 8. September, nicht den 1.«

Tinnes Verstand brauchte ein paar Sekunden, um Berties Worte zu erfassen. Ihr fehlte eine komplette Woche ihres Lebens.

\*

Die Waffe schwenkte leicht zur Seite, von ruhiger Hand gehalten, kein Zittern war zu spüren. Der Kopf einer jungen Frau erschien im Fadenkreuz. Sie stand bis zur Hüfte im Rhein und planschte mit den Armen, um sich an das kühle Wasser zu gewöhnen. Ihre Aufmerksamkeit galt dem unebenen Flussboden, sie tänzelte auf dem Kies und achtete nicht auf das, was hinter ihr geschah.

Die Stelle lag einsam, ein Stück flussabwärts der Schiersteiner Brücke. Kräne und Gerüste in luftiger Höhe zeigten, dass der Umbau der Brücke voranging, doch heute, am Samstag, ruhten die Arbeiten. Bäume schotteten den Uferbereich von den Mombacher Schrebergärten ab, keine anderen Menschen waren zu sehen. In der Flussmitte tuckerte ein Rheinschiff, zu weit entfernt, um Einzelheiten erkennen zu können.

Die Hand korrigierte die Position der Waffe um eine Winzigkeit, die Zielmarkierung erfasste den Hinterkopf der Frau. Ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, riss die Hand den Abzug durch. Ein scharfer Wasserstrahl schoss aus dem Super Soaker, klatschte an das blonde Haar und wanderte weiter über den nackten Rücken.

Die junge Frau, Svenja, quiekte und versuchte, den Strahl mit den Händen abzuwehren. »Iiiiih, du Arschkeks, mach weg! Hör auuuuuf!« Sie wand sich zwischen Schimpfen und Lachen. Karlo, ihr Freund, hielt weiter drauf und pumpte den Druckbehälter des Soakers auf. Das Ding konnte was, zwölf Euro beim Philipps Sonderposten, schoss meterweit mit richtig viel Druck. Svenja ging ihrerseits zum Angriff über, bückte sich und schaufelte Fontänen in Karlos Richtung. Er fackelte nicht lange, packte seine Freundin und zog sie mit in den Fluss. Nach ein paar kalten Sekunden fühlte sich das Wasser herrlich an.



»Hammeridee!«, prustete Svenja und tauchte ihren Kopf unter, um ihn zu kühlen. Die beiden hatten sich spontan entschlossen, die Renovierung der Schrebergartenlaube zu unterbrechen und eine Badepause zu machen. Die Hütte gehörte Karlos Eltern, diese nutzten sie kaum und hatten den jungen Leuten erlaubt, sie nach eigenem Geschmack umzugestalten. Momentan staute sich die Hitze in der hölzernen Laube, der Geruch nach Farbe wurde dadurch potenziert und stach unerträglich in die Nase. Eine Schwimmrunde war genau das Richtige, um den Kopf frei zu bekommen. Wobei – von »Schwimmen« konnte nicht wirklich die Rede sein, dazu führte der Rhein im Moment zu wenig Wasser. Die Uferbereiche lagen im Trockenem, der helle Flussboden zog sich Dutzende Meter dahin, bis endlich das Wasser anfang. Ähnlich flach ging es weiter, Karlo und Svenja hätten hineinwaten müssen bis zum Freiwasser. Eine gefährliche Angelegenheit, denn durch das geschrumpfte Flussbett war die Strömung stärker als sonst, dazu kamen die Schiffe, die sich durch die enge Rinne quälten. Also begnügten sich die beiden mit dem hüfttiefen Wasser.

»Tut supergut, oder? Sollten wir öfter machen.« Karlo wurde schon wieder frech und versuchte, Svenja unterzutau-chen. Geschickt wich sie aus und spritzte ihm eine Ladung Wasser ins Gesicht.

»Ja, definitiv. Schöner als Wände pinseln.« Sie streckte sich aus, um so viel Abkühlung wie möglich zu bekommen. Die hochsommerlichen Temperaturen waren heftig, seit Wochen ächzte Deutschland unter einer Hitzewelle, wie es sie schon lange nicht mehr gegeben hatte. Der Sommer 2018 schickte sich an, sämtliche Rekorde zu brechen.

Karlo pumpte seinen Super Soaker auf und legte an. Svenja paddelte mit den Armen, um stromaufwärts zu ent-

kommen. Als der Strahl auf sie prasselte, tauchte sie unter und strampelte halb schwimmend, halb laufend voran. Dabei stieß sie gegen etwas, das im Wasser schwamm. Erschrocken riss sie den Kopf hoch, bekam Wasser in den Hals und musste husten. Einen Wimpernschlag später zuckte sie voller Panik zurück und schrie gellend. Karlo ließ den Soaker fallen. Im Nu sprang er zu seiner Freundin und fing sie auf, als sie nach hinten stürzte.

»Was ...«, fing er an, dann sprang er ebenfalls zurück. »Scheißescheiße«, presste er hervor und zog Svenja mit sich. Instinktiv suchte er Abstand von dem, was da im Wasser lag.

Vor ihnen trieb der Körper eines Menschen. Die Wellen spielten mit seiner Kleidung und ließen sie auf und nieder schwappen, der Kopf war weit nach hinten überstreckt. Rote Schlieren zogen sich um die Leiche wie ein feiner Schleier. Gespeist wurden sie aus Löchern und herausgerissenen Fleischteilen. Der Oberkörper und das verzerrte Gesicht waren regelrecht perforiert, sie sahen aus, als hätte ein Wahnsinniger mit einem Schraubendreher darauf eingestochen, immer und immer wieder.

Svenja ballte die Fäuste vor dem Mund und schrie in hohen, schrillen Tönen. Sie wollte nicht hinsehen und konnte gleichzeitig den Blick nicht abwenden von dem Toten mit den zerfetzten Gesichtszügen, der in einer blutigen Wolke im Flusswasser schwebte.

Tinne hatte das siebte Taschentuch vollgeheult. Sie lehnte schlaff an Laurents Schulter und blinzelte die Tränen aus den Augen. Am Küchentisch gegenüber saßen Bertie, Axl und Elvis mit besorgten Gesichtern.

»Und ... und es ist irgendwie ganz komisch. Als würde etwas fehlen. Ich ...«, Tinne suchte nach Worten. »Ich weiß ja noch nicht mal, was wir hier gemeinsam gemacht haben. Ich meine, haben wir gekocht und gequatscht? Oder ist was los gewesen, hatten wir Besuch? Wer hat eingekauft? Wie sind Joghurt und Karotten in mein Kühlfach gekommen? Habe ich die selbst geholt oder hat einer von euch die Sachen mitgebracht?«

Axl und Bertie schauten sich an.

»Öh, also ... es ist nix Spannendes passiert«, meinte Axl behutsam. »Eine ganz normale Woche halt, wir haben hier ein paar Mal abends zusammengehockt, einmal mit dem Elvis, einmal mit der Brigade. Der Schornsteinfeger ist vorbeigekommen, und Bertie hat vergessen, den Papiermüll rauszustellen, jetzt quillt die Tonne über. Das war's im Großen und Ganzen.«

»Und du hast bei mir angerufen«, ergänzte Elvis. Der dicke Reporter musste sich anstrengen, um seine brummige Miene trotz der Sorge um Tinne beizubehalten. »Du hast mir das Ohr abgekaut wegen ein paar begriffsstutziger Studenten und einer Straßenbahn, die dir vor der Nase weggefahren ist, obwohl deine Uhr noch locker eine halbe Minute

Zeit angezeigt hat. Alles in allem also nichts Weltbewegendes, würde ich sagen.«

Tinne biss die Zähne zusammen, um nicht sofort wieder loszuheulen. Na und? Selbst wenn es die langweiligste Woche im ganzen Jahr gewesen war – es war *ihre* Woche, *ihre* Zeit, und jemand hatte sie ihr gestohlen.

Der einwöchige Filmriss fühlte sich an, als habe sie einen blinden Fleck auf ihrer inneren Netzhaut. Sie hatte ein oder zwei Mal zu viel gebechert und einen Blackout bekommen. Klar war es im Nachhinein peinlich, wenn man sich von den anderen erzählen lassen musste, wie man es nach Hause geschafft hatte. Aber letztendlich hatte es immer etwas von einer Gaudi, ein Lacher eben. Hui, das letzte Glas gestern hat mich ganz schön umgehauen, haha.

Diesmal ging es aber nicht um eine durchzechte Nacht mit ein paar verlorenen Stunden. Nein, ihr Alltag, ihr normales Leben hatte ohne sie stattgefunden. Eine fremde Tinne war an die Uni gegangen und hatte Seminare gehalten. War abends und nachts mit Laurent zusammen gewesen. Hatte in der Kommune mit Bertie und Axl Zeit verbracht. Wer konnte sagen, was die fremde Tinne in dieser Woche noch alles getan hatte. Absprachen mit ihren Studenten getroffen? Bankgeschäfte getätigt? Etwas gekauft, etwas bestellt, eine Reise gebucht? Sich mit jemandem gestritten, einem Freund böse Worte an den Kopf geworfen, und die echte Tinne wusste nichts davon?

Schon wieder kamen die Tränen. Sie hatte das Gefühl, auf eine schräge Weise unvollständig zu sein. Laurent, der bis jetzt kaum etwas gesagt hatte, nahm sie sanft beim Arm und führte sie in ihr Zimmer. Tinne sackte auf die orangefarbene Couch.

»Was ist passiert bei dem Unfall?«, schluchzte sie. »Ich muss es ganz genau wissen.« Sie hatte alles schon zigmal

erzählt bekommen, wollte es aber immer wieder hören. Vielleicht würden die Wiederholungen irgendwann ihre Erinnerung zurückbringen.

»Du bist vorgestern Nacht in ein Auto gelaufen. Auf der Großen Bleiche, Höhe Deutschhausplatz«, berichtete Laurent geduldig. Tinne schloss die Augen und konzentrierte sich auf seine tiefe, volle Stimme. Kamen die Bilder in ihren Kopf zurück?

»Es war spät, richtig spät, Viertel vor eins. Das Auto ist ein Toyota Corolla gewesen, die Fahrerin war eine ältere Frau, Marta Hinrichs, 64 Jahre. Sie hat ausgesagt, dass sie auf keinen Fall zu schnell gefahren ist und dass du ganz plötzlich da warst. Ohne zu schauen oder zumindest langsam zu machen, bist du auf die Straße gerannt, sie hat nicht mehr rechtzeitig bremsen können und dich mit dem rechten Kotflügel erwischt.«

Tinne wartete auf die Szenen, auf irgendeine Erinnerung. Nachts, die Große Bleiche. Ein Auto kam heran. Doch nein, ihr Kopf fühlte sich an wie ein schwarzes Loch.

»Frau Hinrichs hat den Unfall sofort gemeldet und auch direkt einem Alkohol- und Drogentest zugestimmt. Beides negativ. Und unsere Sachverständigen haben die Bremsspuren analysiert. Das Auto ist tatsächlich nicht zu schnell gewesen. Sie ist einfach nur eine harmlose alte Dame, die nachts über die Große Bleiche gefahren ist.«

Laurent schwieg. Mufti stromerte durch die Tür und sprang auf Tinnes Schoß. Der große Kater mit dem Garfield-Fell besaß eine untrügliche Antenne für die Stimmung in der Kommune. Wenn es jemandem schlecht ging, tauchte er mit großer Zuverlässigkeit auf und bot kätzischen Trost. Tinne war dankbar für das warme Bündel und zauste dem Kater das Fell.

»Du hattest nichts bei dir, keinen Ausweis, keinen Geldbeutel. Nur dein Handy. Über die Vertragsnummer hat der Notdienst dann deinen Namen und deine Adresse rausgekriegt.« Der Kommissar langte herüber und strich über Muftis Lieblingsstelle zwischen den Ohren. Als Antwort erhielt er ein zufriedenes Schnurren. »Du hast wahnsinniges Glück gehabt. Bei dem Aufprall hätte sonst was passieren können. Du bist so übers Auto gerutscht, dass du mit dem Kopf auf die Straße gedonnert bist, alles andere ist unverletzt geblieben.« Er versuchte ein kleines Lächeln. »Und dein Schädel ist ja bekanntermaßen so dick, dass ihm nichts etwas anhaben kann.«

Tinne lächelte dünn zurück, obwohl sie lieber losgeheult hätte. »Was hab ich da gemacht? Warum bin ich auf die Straße gerannt, ohne zu gucken? Mitten in der Nacht?« Die Fragen galten eher ihr selbst, denn ihr war klar, dass Laurent darauf keine Antwort wusste.

Dieser streichelte mechanisch weiter und wählte seine Worte sorgfältig aus. »Sie, also Frau Hinrichs, hat gemeint, du hättest irgendwie«, er zögerte, »ängstlich ausgesehen. Gehetzt. Als wärest du vor irgendwas weggelaufen oder so. Todesangst, das Wort hat sie benutzt. Du bist gerannt, als hättest du Todesangst.«

Tinne glitt tiefer in das schwarze Loch. Todesangst? Sie war vor etwas davongelaufen? Mitten in ihren Grübeleien wurde ihr bewusst, dass Laurent noch etwas zurückhielt.

»Was noch?«, fragte sie. Der Kommissar schob den Kiefer vor, als überlegte er, wie viel er ihr verraten könnte.

»Was noch?« Ihr Ton klang fordernd.

»Hm, also, du hast ein ordentliches Hämatom am Kopf, von dem Sturz. Es gibt aber noch Abschürfungen an den Händen und den Ellbogen, die sind im Krankenhaus auch behandelt und desinfiziert worden.«